



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Warum fragen Sie, erwiderte die Urte Weit, den gestrengen Amtshauptmann dreißt ansehend, was Sie sich allein sagen können?

Wo sind die Reste der letzten Mahlzeit dieser Leute?

Sie haben alles aufgeessen.

Natürlich! Und dann hat man schön aufgeräumt, um etwaige Spuren zu verwischen. Wer hat den Alten Flinken gegeben?

Herr Bogge.

Was? — Herr Bogge hat doch nicht Flinken gebacken?

Nein, aber er hat das Geld gegeben, und sie haben sich die Flinken selbst gebacken.

Und wer hat den Zucker darauf gestreut?

Ich nicht, sagte die Urte.

Ich glaube in der That, Herr Amtshauptmann, sagte Bogge, der während dieses Gesprächs herangetreten war, daß ich an der Sache nicht unbeteiligt bin. Ich habe es zu gut gemeint. Ich habe ihnen zu viel Geld gegeben, und sie haben zu viel Flinken gebacken und sich daran tot gegessen.

Seien Sie beruhigt, antwortete Gropf, diese Sorte ist sich an Flinken nicht tot, wenn nicht sonst eine Teufelei dabei ist.

Dies beruhigte Bogge ungemein, erweckte aber die Frage, wer diese Teufelei wohl ausgeübt haben möchte.

Nun folgte eine Hausfuchung. Man brauchte nicht lange zu suchen, so fand man in der Schlafkammer von Jurgis offen auf dem Schranke stehend eine Flasche, in der sich ein weißes Pulver unter einer gelblichen Flüssigkeit befand. Auf der Etikette war ein Totenkopf und zwei Kreuze abgebildet. Gropf ergriff diese Flasche und kehrte zu Kondrot zurück.

Was ist das? fragte er.

Arsenik, antwortete Kondrot mit tonloser Stimme.

Wozu haben Sie diesen Arsenik im Hause nötig?

Mein Sohn braucht ihn zu seinen Vogelbälgen.

Zawohl! Und um Ratten zu vergiften, und um ihn in den Zucker zu mischen. Kondrot, Sie sind verhaftet.

Kondrot sank in sich zusammen. Die Schande dieser Verhaftung drückte ihn zu Boden. Mein Gott, mein Gott, flüsterte er, ist meine Sünde so schwer, daß du mich so straffst?

Sehen Sie, Sie Tor, fuhr Gropf mit leiser Stimme fort, dahin haben Sie sich gebracht. Bedanken Sie sich bei dem, der Ihnen eingegeben hat, mir zu trogen.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel. Die Begegnung des Kaisers mit dem König von Schweden ist von einigen deutschen Zeitungen zum Gegenstand einer Kritik gemacht worden, deren Bedeutung nur in einem auffällig hervorragenden Grade von politischer Kurzsichtigkeit beruht und allein aus diesem Grunde eine Erwähnung beanspruchen darf. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung findet in dieser Begegnung und in der Verleihung der Würde eines Großadmirals an den König Oskar eine öffentliche Parteinahme. Die durch ein zwanzigjähriges wohlwollendes Verhalten in Norwegen geschaffne sympathische Stimmung gegen Deutschland werde dadurch ausgelöscht, unsrer Politik fehle es, wie schon so oft beklagt worden sei, an innerem Zusammenhang und logischer Folgerichtigkeit, sie werde von persönlichen Ein-

gebungen beherrscht, und was dergleichen mehr ist. Als ob der Essener Redaktionsstisch der Ort wäre, über den innern Zusammenhang und die logische Folgerichtigkeit einer Politik zu rechten, von deren Zusammenhang man dort offenbar absolut nichts weiß und allem Anschein nach auch nichts versteht. Wer über auswärtige Politik aburteilen will, sollte das doch nur mit Sachkenntnis und mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit dafür tun, daß er möglicherweise durch eine unbedachte und einfältige Kritik die Interessen seines Landes schwer schädigt. Man darf nachgerade meinen, daß die Leitung der deutschen Politik für jeden auf nationalem Boden stehenden Publizisten hinreichende Beweise von innerem Zusammenhang und logischer Folgerichtigkeit gegeben habe. Namentlich von persönlichen Eingebungen kann in diesem Sinne durchaus keine Rede sein, der Besuch in Tanger vollzog sich nicht nur im vollsten Einverständnis mit dem Reichskanzler, sondern war auch eine sehr positive Zahl in dessen politischer Rechnung, und diese Rechnung war keineswegs kurzerhand aufgestellt.

Ganz dasselbe gilt von der Begegnung mit dem König von Schweden. Was die Sympathien der Norweger anlangt, so sind sie zum allergrößten Teil materieller Natur. Die Besuche Kaiser Wilhelms haben dem Lande einen Fremdenstrom zugeführt und dort eine „Fremdenindustrie“ erzeugt, von der man vordem keine Ahnung hatte. Es sind mithin sehr reale Interessen, auf denen die Sympathien der Norweger für die Deutschen oder eigentlich für den deutschen Kaiser beruhen. Als sich nun die Norweger ihres rechtmäßigen Königs in einer wenig löblichen Weise entledigten, war keine Möglichkeit mehr für den Kaiser, Norwegen zu besuchen. Nicht um einer „Neutralität“ willen, denn diese kann es im vorliegenden Falle für einen Monarchen überhaupt nicht geben, sondern um nicht in die Lage zu kommen, daß sein Besuch als eine Anerkennung des Verhaltens der Norweger und ihrer Regierung mißdeutet würde. Wäre Kaiser Wilhelm der Erste nach Gaestein gegangen, wenn das Salzburger Land in Aufruhr gegen den Kaiser Franz Joseph gewesen wäre und dessen Absetzung ausgesprochen hätte? Das Verhalten der Norweger gegen ihren König war nicht nur eine Beleidigung dieses Monarchen, sondern ein Verstoß gegen das monarchische Prinzip überhaupt, und da ist es für einen Souverän von dem starken Herrschergefühl Kaiser Wilhelms ganz selbstverständlich, daß er seine Besuche in Norwegen vorläufig einstellt. Das ist nicht etwa „Neutralität,“ zu einer solchen lag und liegt gar keine Veranlassung vor, sondern die ganz selbstverständliche Stellung eines dem König Oskar persönlich so nahe stehenden mächtigen Herrschers. Der Rheinisch-Westfälischen Zeitung scheint als mustergiltig für den Kaiser das Beispiel jenes Oberpräsidenten der Provinz Sachsen vorzuschweben, der nach den Märztagen des Jahres 1848 eine Bekanntmachung des Inhalts erließ: „In Berlin hat eine Revolution stattgefunden, ich werde meine Stellung über den Parteien nehmen.“ Sein König war ihm einfach „Partei.“ In dem Streite zwischen Schweden und Norwegen kann König Oskar für Kaiser Wilhelm aber nicht „Partei“ sein. Zudem ist der Kaiser bei seinen langjährigen persönlichen Beziehungen zu König Oskar, der ein intimer Freund seines Vaters war und Pate eines seiner Söhne ist, wie bei seinen langjährigen Besuchen in Norwegen über die einschlägigen politischen Verhältnisse so hinreichend orientiert, daß er über den innern Zusammenhang und die Folgerichtigkeit der deutschen Politik keinen Augenblick im unklaren sein konnte.

Der schwedisch-norwegische Konflikt ist nicht plötzlich und unerwartet zum Ausbruch gekommen, sondern er ist das Resultat langjähriger Spannungen, die sich immer mehr zu unvereinbaren Gegensätzen entwickelt haben, ein Verhältnis, das ebenso wie bei einer unglücklichen Ehe zu einer Scheidung drängte, von deren früherer oder späterer Notwendigkeit einsichtige Schweden ebenso überzeugt waren wie die politischen Führer in Norwegen. Aber die Art, wie der Bruch herbeigeführt worden ist, setzt die Norweger ins Unrecht. Der Kronprinz von Schweden ist bekanntlich erst vor sechs Wochen als Hochzeitsgast bei der Vermählung unseers

Kronprinzen einige Tage in Berlin gewesen, und der Kaiser hat Zeit und Gelegenheit gefunden, mit ihm die schwedisch-norwegischen Verhältnisse, die gerade in jenen Tagen zur Krisis reiften, eingehend durchzusprechen. Von Berlin aus begab sich Kronprinz Gustav dann bekanntlich als Hochzeitsgast nach London, wo er sicherlich auch mit dem König Eduard diese Dinge eingehend besprochen haben wird. Man darf bei dem sehr freundschaftlichen und ja auch nahe verwandtschaftlichen Verhältnis des Kronprinzen Gustav zum Berliner Hofe überdies wohl mit Recht annehmen, daß er mit dem König Eduard auch noch einiges mehr zu erörtern hatte. Jedenfalls knüpft die Begegnung Kaiser Wilhelms mit König Oskar an die Berliner Anwesenheit des Kronprinzen Gustav an, wobei dahingestellt bleiben kann, ob die Anregung von deutscher oder von schwedischer Seite erfolgt ist. Dieselben Blätter, die heute die Begegnung auffällig finden, würden das Unterbleiben einer solchen, als Kaiser Wilhelm in die Nähe der schwedischen Küste kam oder gar seinen Fuß auf diese setzte, mit viel größerem Recht auffällig finden. Was die Großadmiralswürde anlangt, so ist König Oskar von allen fremden Fürstlichkeiten, die zur deutschen Marine in Beziehungen stehen, nicht nur bei weitem der älteste, sondern er steht auch am längsten in diesen Beziehungen. Er wurde im Jahre 1889 vom jetzigen Kaiser zum deutschen Admiral ernannt, während der jetzt zum Großadmiral beförderte Admiral von Koester den Admiralsrang seit 1897 bekleidet. Nach dem Avancement des Admirals von Koester zum Großadmiral war es also nur selbstverständlich und „folgerichtig,“ daß König Oskar diese Würde ebenfalls empfing, und es war ebenso auch nur selbstverständlich, daß Kaiser Wilhelm ihm diese neue Würde persönlich überbrachte. Dazu kommt, daß König Oskar Seemann aus vollster innerster Neigung und Liebe zu dem Beruf ist, wie nur je ein Kadett, der sich aus demselben Drange diese Laufbahn erwählt hat.

Somit ehrten der Kaiser und die deutsche Flotte durch die Großadmiralswürde nicht nur den langjährigen Freund zweier deutscher Kaiser und den seit sechzehn Jahren im deutschen Admiralsrange stehenden Souverän, sondern auch den passionierten Seemann, der er ungeachtet seiner hohen Jahre geblieben ist, wie er sich einst in jungen Jahren dem Seemannsberuf mit ganzer Hingebung zugewandt, ihn auch in seinen Seemannsliedern verherrlicht hat. Er trägt also die deutsche Großadmiralswürde in Ehren, und sie hat ihm viel Freude gemacht, ebenso wie es dem Kaiser zur hohen Freude gereicht hat, einen Souverän damit zu schmücken, der sich seit seiner Thronbesteigung als treuer Freund Deutschlands erwiesen und zumal während der Regierung des jetzigen Kaisers nicht einen Augenblick in diesen Freundschaftsbeziehungen geschwankt hat. König Oskar war bekanntlich auch der letzte Gast Kaiser Friedrichs, den er noch wenige Tage vor dessen Hinscheiden besuchte. Und da vermißt die Rheinisch-Westfälische Zeitung — und andre Blätter beten es ihr nach — einem so langjährigen treuen Freunde des Kaisers gegenüber „den innern Zusammenhang und die Folgerichtigkeit der deutschen Politik,“ wenn Kaiser Wilhelm mit dem König in dessen Küstengewässern eine Begegnung hat und ihm dabei eine militärische Auszeichnung überbringt, auf die König Oskar nach der Beförderung des Admirals von Koester allen Anspruch hatte. *La critique est aisée*, pflegte Bismarck zu sagen.

Was nun die besondern Interessen Deutschlands zu Schweden und Norwegen anlangt, so können sie nur dahin gerichtet sein, daß sich die Auseinandersetzung zwischen den beiden Ländern nicht nur in Frieden, sondern so vollzieht, daß künftige freundschaftliche und enge wirtschaftliche Beziehungen zwischen ihnen möglich bleiben. Schweden kann nicht daran denken, Norwegen militärisch zu unterwerfen. Um so wünschenswerter ist die friedliche und baldige Verständigung, diese auch im Interesse des monarchischen Prinzips. Wenn sich Kaiser Wilhelm, wie ja sehr wahrscheinlich ist, dem Kronprinzen Gustav wie dem König Oskar gegenüber über den schwedisch-norwegischen Konflikt geäußert hat, so hat er es sicherlich nur in diesem Sinne und vom Standpunkt des wohlverstandnen deutschen Interesses aus getan, „folgerichtig und im richtigen innern Zusammenhange“ der deutschen Politik, als

Freund des Königs wie als Freund Norwegens. Es ist also nur bedauerlich, wenn deutsche Zeitungen, die auf nationalem Boden stehn und auf ihren Ruf halten, bei ihren Kritiken nicht lieber erst zweimal zusehen, ob ihr Platz im gegebenen Falle nicht besser hinter ihrem Kaiser und hinter der das Reichsbanner tragenden Leitung der deutschen Politik wäre, anstatt dem feindlichen Ausland und der Sozialdemokratie als Parteigänger und Schrittmacher zu dienen. Merkwürdig, wie sehr im Lande der allgemeinen Wehrpflicht doch unsrer Presse dem Auslande gegenüber der Begriff „in Reich und Glied,“ der Begriff des einsichtsvollen Dienens fehlt, des Dienens nicht einer Person, sondern dem Vaterlande! Oder soll es dem Lande ein Dienst sein, wenn der Kaiser und die Leitung der deutschen Politik, zumal in den jetzigen schwierigen und recht ernstern Zeiten, dem Auslande gegenüber fortdauernd in ebenso unbedachter wie unbegründeter Weise herabgesetzt werden? Etwas mehr vom Geschäft als die Effener Redaktion werden Kaiser und Kanzler ja doch wohl verstehn.

Vorausichtlich wird die Begegnung des Kaisers mit dem Kaiser Nikolaus in gewissen Blättern auch nur vom Standpunkt der „Überraschung“ und der „persönlichen Eingebung“ beurteilt werden, obgleich sie vom menschlichen wie vom monarchischen und politischen Standpunkte hinlänglich erklärlich und begreiflich ist. Es ist schon vor einigen Wochen an dieser Stelle auf die Dienste hingewiesen worden, die Kaiser Wilhelm dem Zaren in der Friedensfrage geleistet hat; jeder Rat, den Kaiser Nikolaus etwa weiter von Kaiser Wilhelm gewünscht haben sollte, ist sicherlich nur in dem Sinne der baldigen Wiedererstarbung Rußlands nach innen und außen erteilt worden, an der Deutschland ein sehr begreifliches Interesse hat.

Wenngleich sie nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Haltung einiger deutscher Blätter steht, so greift stark doch in das Gebiet der auswärtigen Politik hinüber die Haltung, die andre deutsche Organe gegenüber dem Präsidenten Roosevelt beobachten. Dieser ist ja im Lande der absoluten Pressfreiheit in bezug auf publizistische Behandlung nicht verwöhnt, auch schadet es ihm in Amerika schwerlich, wenn deutsche agrarische Zeitungen ihn angreifen. Aber gerade wenn in diesen Blättern auf die Bemühungen Englands hingewiesen wird, Amerika für ein Bündnis einzufangen, wenn ferner zugegeben wird, daß sich Roosevelt mit seinem unausgesetzten Betonen der Notwendigkeit einer starken Flotte in seinen letzten Zielen gegen England richtet, so ist nicht recht verständlich, daß ihm zugleich dieser Standpunkt zum Vorwurf gemacht wird. Ob Amerika recht daran getan hat, die Philippinen zu nehmen und damit in die Reihe der Kolonialmächte zu treten und überseeische Politik zu machen — das zu beurteilen ist doch zunächst Sache der Amerikaner, die die Kosten und die sonstigen Folgen zu tragen haben.

Wetterschauend als europäische Politiker haben die Amerikaner rechtzeitig das Expansionsbedürfnis und die Expansionsfähigkeit Japans erkannt und haben es vorgezogen, die Philippinen lieber selbst zu nehmen als sie in die Hände Japans, Englands oder Deutschlands fallen zu lassen. Die Zeit, wo sich Amerika ausschließlich seiner innern Entwicklung widmete, ist vorüber. Schon die Samoaangelegenheit, die Besitzergreifung der Hawaif Inseln lehrten uns, daß die Amerikaner begannen, sich nach ihren Nachbarn auf dem Meere umzusehen. Amerika ist nicht ein Land, sondern ein mitten in den Ozean hineingeworfener, von allen Seiten von seinen Wogen umspülter Weltteil, der alle Zonen, alle Klimate umfaßt, alle Rohprodukte sein eigen nennt; daß eine solche Macht, die im Besitze der meisten Häfen und der meisten Seeleute ist, eines Tages auf den Gedanken kommen mußte, durch eine möglichst starke Flotte die Unangreifbarkeit nicht nur ihrer Küsten, sondern auch ihrer Interessen gegen jeden Feind auf dem Meere zu sichern, ist selbstverständlich. Die Ereignisse in China haben dazu ebenso den Anstoß gegeben wie der Konflikt mit Spanien. Amerika wollte für seinen Export die offene Tür in China erhalten sehen und wandte sich deshalb gegen jede Aufteilungspolitik. Damit näherte es sich Deutschland, und damit war für Deutschland und die Vereinigten Staaten der erste Brennpunkt großer gemeinsamer Interessen geschaffen.

Je mehr sich unser Verhältnis zu England verdunkelte, zum wesentlichen Teile gerade um Chinas willen, desto mehr haben wir uns Amerika politisch genähert und bei Roosevelt und seinem großen Verständnis für das Deutschtum ein sehr freundliches Entgegenkommen gefunden, dessen Einzelheiten erst später einmal klar werden dürften. Ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und Amerika ist vielleicht das einzige sichere und zuverlässige Mittel, England die Notwendigkeit eines freundlichen Verhältnisses zu Deutschland naheulegen. Wenn jüngst ein französischer Admiral in völliger Verkennung der Situation aussprach, die englisch-französische Entente vervierfache nicht nur Frankreichs Seemacht, indem sie ihr alle englischen Häfen und Kohlenstationen auf der ganzen Erde öffne, sondern sie gewähre endlich auch die Möglichkeit, die Nordsee völlig abzusperren, so muß man sich in Deutschland klar machen, was das für uns bedeuten würde, da siebzig Prozent unsers Handels in Ein- und Ausfuhr zur See gehn, Seehandel sind. Wenn solchen Plänen gegenüber Amerika den Standpunkt einnähme, daß eine Sperrung der Nordsee seinen Interessen zuwiderlaufe, so wäre das für uns die wertvollste politische Kombination und eine ganz neue Betätigung des vielfach angefochtenen und doch einzig richtigen Wortes, „daß unsre Zukunft auf dem Wasser liegt.“

\*8\*

The Edinburgh Review über Chamberlains „Grundlagen.“ Die auf eine mehr als hundertjährige kritisch-wissenschaftliche Tätigkeit vornehmster Art zurücksehauende englische Vierteljahrschrift The Edinburgh Review bringt in ihrer Nummer 410 einen in England Aufsehen erregenden und für Deutschland interessanten Aufsatz: The intellectual Condition of Roman Catholicism in Germany. Der Aufsatz ist, wie es ja in den englischen kritischen Journalen Sitte ist, nicht gezeichnet: lebte Lord Acton noch, so würden wir auf ihn als Verfasser raten; ist er in Deutschland geschrieben, so spricht der Geist eines Döllinger und Franz Xaver Kraus aus ihm. Wir wollen uns aber hier nicht mit Raten nach dem Verfasser abgeben, auch nicht den weitem Inhalt des bemerkenswerten Essays wiederholen, der vor allem auch den abnormen geistigen Tiefstand des bayerischen Zentrums-katholizismus bei Abgeordneten, Wählern und im Journalismus sowie des ländlichen bayerischen Klerus mit außerordentlicher Vertrautheit mit den Verhältnissen schildert; sondern ohne uns mit den Erörterungen des Katholicismus im einzelnen zu identifizieren, nur das wiederholen, was der Verfasser des Aufsatzes in seiner im geistigen Interesse seines Glaubens geschriebenen Kritik über Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ vom wissenschaftlich-katholischen Standpunkt aus schreibt: Je geringer an Zahl die deutschen katholischen Schriftsteller sind, die in der Tat ein gutes Buch zu schreiben imstande wären, desto größer ist der Einfluß literarischen Verdienstes auf das gebildete deutsche katholische Publikum. Man hat dieses dahin gebracht, daß es beständig auf der Hut vor möglichen Irrtümern in der katholischen Doktrin bei Theologen und solche sofort als heterodox anzuschauen gewohnt ist. Bis jetzt hat sich die Majorität der Katholiken dies willig gefallen lassen. Bei „Doutsiders,“ über deren Schriften die Kirche nichts zu sagen hat, sind sie aber weniger ängstlich. Hier glauben die Katholiken auf sicherem Grund zu wandeln und zeigen einen außerordentlichen Mangel an kritischen Eigenschaften. Ein Beispiel dafür ist der von Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ nicht allein auf das große Publikum, sondern auch auf wahrhaft gläubige Gemüter — allerdings nicht auf geistig geschulte Denker — gemachte Eindruck, während sich doch die Gläubigen durch viele Behauptungen des Autors hätten gewarnt fühlen sollen. Chamberlain haßt die Juden, und diese Antipathie hat ihm die Sympathie der Antisemiten erworben; dann aber tritt er für eine germanische Religion ein, weil er an die exklusive Superiorität der germanischen Rasse glaubt. Und er beweist diese Superiorität damit, daß er die hervorragendsten Geister, die man bis jetzt als zu andern Rassen gehörend betrachtet hat,

als Teutonen hinstellt! Dante, der kaum ein Christ gewesen sei, war sicher ein Germane! Betrachtet sein Werk! Betrachtet sein Gesicht! Das entschiedenste Gegenstück zu dem Luthers! Und gerade deswegen verrät es die innige Verwandtschaft zwischen diesen beiden. Luther und Dante gehören zu der Stala der großen Germanen! (500. 502). Die Mutter des Apostels Paulus war Griechin, „sein Intellekt absolut unjüdisch“ (581). Christus, unser Herr, war kein Jude; Chamberlain kann allerdings nur von der Wahrscheinlichkeit sprechen, daß er ein Arier war (214 bis 218). Mit Rücksicht auf Christi Lehre geht er jedoch stärker ins Zeug. Die Indoeuropäer hatten nichts von dem widerwärtigen Aberglauben von Himmel und Hölle, von Belohnung und Bestrafung, den die Juden erfunden haben. Die Erlösung ist die Umkehr des innern Menschen, Ewigkeit ist nicht der künftige Zustand (Futurity). „Religion ist die Auffassung der Ewigkeit in der Gegenwart!“ Franz von Assisi, der auf seinem Totenbett ein „Freidenker“ geworden ist, brach in das göttliche Jubellied des tat-twam-asi aus, das aus allem Kirchentum befreit ist; dies ist das direkte Gegenteil von dem „kalten, seelenlosen Glaubensbekenntnis Dantes,“ der plötzlich orthodox geworden ist, nachdem er ein paar Seiten vorher „kaum ein Christ“ genannt worden war (887/8. 567. 573 usw.). Für Leute, die daraus nicht klug werden, hat Chamberlain ein eigens fabriziertes Evangelium bereit: „Worte Christi,“ das selbstverständlich das Johannesevangelium und alle andern Texte, die zu seiner Erklärung von Christi Christentum nicht passen, ausschließt. Diese Interpretation räumt mit Dogmen, d. h. „Mythentransformationen,“ mit dem historischen Christentum und den Kirchen gründlich auf. Die Germanen, die die Slaven und die Kelten mit in sich begreifen, müssen untergehen oder eine eigne Religion hervorbringen, ein Christentum, das ihnen exklusiv gehört, im Gegensatz zu dem römischen Völkerchaos.

Dieses Buch — das von hellenischer Kunst und Philosophie, vom römischen Recht, von der Erscheinung Christi, vom Völkerchaos, vom Eintritt der Juden, dann von den Germanen in Westen und in der Geschichte der Welt, von Religion, vom Staat und der neuen zwischen 1200 und 1800 durch die Germanen geschaffnen Kultur handelt — hat denkende Leser und ernst zu nehmende Kritiker Chamberlains zur Zersplitterung getrieben. Jeder Gelehrte, der seine Lebensaufgabe in einer einzigen Frage von denen gesehen hat, die alle dem Autor in den Weg gelaufen sind, hat ihm bewiesen, daß er entweder total Unrecht hat oder von den unzähligen Autoritäten, denen zu folgen er gezwungen war, irregeführt worden ist. Ein hervorragender Franzose von höchster Wissenschaftlichkeit, Ernest Seillière, hat mit Chamberlain in der Revue des Deux Mondes (Dezember-Januar 1903/04) in der amüsantesten aber sehr ernst zu nehmenden Weise in drei Essays abgerechnet, die er La Religion Impérialiste nennt. Anstatt Chamberlain direkt zu bekämpfen, nimmt er die falschen oder falsch verstandnen Autoritäten her, von denen Chamberlain entlehnt: Gobineau, Schopenhauer, Kant, Richard Wagner nicht zu vergessen, mit dessen Biographie der Verfasser der „Grundlagen“ zuerst literarisch aufgetreten ist. So vorsichtig ist Chamberlain allerdings, daß er darauf besteht, Wagner habe keine Philosophie, sondern nur eine Weltanschauung; das hat ihm bei seinen Bayreuther Freunden und Protektoren auch die Suppe versalzen. Dieser gran rifiuto war aber auch höchst notwendig. Denn Wotans Theologie und Philosophie, wie sie in der Götterdämmerung und an andern Stellen von Wagner dargelegt worden ist, ist doch wahrhaftig nicht ernst zu nehmen. Das können Wagners offenste Bewunderer nicht tun. Aber Wagner, der Künstler, bleibt Chamberlains Kunstprophet, und hier ist er ihm treu. So zeigt ihn das Kapitel „Über die Kunst der Hellenen“ von seiner besten Seite, als einen Meister des Stils, einen großen Rhetoriker, immer klar, lebhaft, oft wahrhaft beredt und von dem verblüffendsten Mut in seinen phantastischen Behauptungen.

Der Grund, warum wir hier überhaupt von ihm sprechen, ist der, daß viele Katholiken ihn mit naiver Bewunderung gelesen und andre mit einer Nachsicht gegen

ihn geschrieben haben, die sie sonst Feinden ihres Glaubens gegenüber im allgemeinen nicht zeigen, noch weniger gegenüber Glaubensgenossen, wenn sie selbst in geringfügigen Punkten mit ihnen nicht harmonieren. Professor Ehrhard, der doch zu dem Schlusse kommen mußte, daß Chamberlains „Zukunftsreligion“ die Negation jeder Religion, gewiß aber des Christentums bedeutet, zögert das von einem Manne geschriebene Buch zu verdammen, der ihm — sagt Ehrhard — wegen seiner nicht anzuzweifelnden Wahrhaftigkeit sympathisch geworden ist. Professor Grauert, ein anderer katholischer Gelehrter, ist von Chamberlains absoluter Verlässlichkeit vielleicht weniger überzeugt. Nachdem Chamberlain die erstaunliche Konstatierung gemacht hat, daß Christi Namen in der Divina Commedia nicht vorkomme, hat sich der Danteforscher Grauert die Mühe genommen, in einer eignen Broschüre nachzuweisen, daß Christus in der göttlichen Komödie mehr als achtundvierzigmal genannt, und daß unzähligemal ausdrücklich auf ihn angespielt worden ist. Aber auch Grauert ist wie Ehrhard unter dem Banne und führt in seiner Broschüre einen Dialog ausdrücklich zu dem Zweck ein, „der Seele des vornehmen und gebildeten Chamberlain“ die Fürbitten verschiedener Heiligen zu verschaffen. Unter den Heiligen, die — noch dazu durch Dante — dafür in Anspruch genommen werden, ist auch der heilige Augustin, den Chamberlain standhaft „den afrikanischen Meistizen“ nennt, und der ihm besonders in der Seele verhaßt ist.

Es ist wahrhaftig schwer, die christliche Milde weiter zu treiben. Ein hervorragender Katholik hat dieses außergewöhnliche Betragen gegenüber einem Autor, der zweifellos eine neue und beklagenswerte Ausnahme in einem Lande ist, wo bis jetzt skrupulöse und unabhängige Forschung von allen Arbeitern gefordert wurde, die in wissenschaftlicher Disziplin au sérieux genommen werden wollten, mit folgenden Worten gezeichnet: „Die Katholiken sind einmal — kein einziger unter ihnen — gute oder wirksame Schreiber. Sie können nicht brillant schreiben. Vor einem solch vollendeten Stil stehn sie stumm, sie sind blind gegen seine Fehler, seine oft lächerlichen Irrtümer, geblendet durch das Talent, mit dem seine Behauptungen auftreten.“

Unser Ansicht nach ist übrigens der katholische Reviewer Chamberlains in *The Edinburgh Review* ein „guter und wirksamer Schreiber.“ Hier harmonieren wir nicht mit dem eminent Catholic, der solche den Katholiken abspricht.

Berichtigung. Die im 27. Heft Seite 29 besprochene Schrift „Aus den Tagen der Götterdämmerung“ ist, wie uns Herr Schering schreibt, nicht von Strindberg. Sie ist bei demselben Verleger anonym erschienen, und weil sie uns mit den Schriften Strindbergs zugegangen war, glaubten wir, sie habe ihn zum Verfasser.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wihl. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wihl. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.